Zu diesem Buch

«Der dritte Band des ‹Archipel GULAG› schließt ein Werk ab, das als rhetorische und polemische Monumentalmontage einer historischen Notzeitsituation seinesgleichen sucht... Als Versuch einer, wie Solschenizyn es nennt, ‹künstlerischen Bewältigung› von im Grunde nicht zu bewältigendem historischem Explosivstoff ist es tatsächlich ein Jahrhundertbuch traumatischer Erfahrung zu nennen... Thematisch enthält ‹GULAG III› die Bestrafung politischer Häftlinge unter dem zaristischen und dem bolschewistischen System; ein Vergleich, der eindeutig zugunsten des Zarismus ausfällt, weil seine Maßnahmen bei aller Dummheit und Brutalität niemals den Charakter der Massenverfolgung hatten.» (Helen von Ssachno in «Süddeutsche Zeitung»)

Alexander I. Solschenizyn, geboren am 11. Dezember 1918 in Kislowodsk, wurde von seiner Mutter, einer Stenotypistin, erzogen; sein Vater war ein halbes Jahr vor der Geburt des Sohnes verstorben. Er studierte in Moskau und war später vorübergehend als Mathematiklehrer tätig. Während er 1945 als Soldat in Ostpreußen kämpfte, wurde er vom Staatssicherheitsdienst verhaftet und für acht Jahre, als Nummer Schtsch-232, in eines der Konzentrationslager Stalins abtransportiert. Todkrank, wie er glaubte, entließ man ihn im Februar 1953: Krebs. Es folgten drei weitere Jahre Verbannung in Mittelasien. Das Ende der stalinistischen Ära brachte ihm die Rehabilitierung. Ab 1962 erschienen in kurzer Folge seine Erzählungen, aber bereits «Matrjonas Hof» erregte heftige Kritik. Im Mai 1967 forderte Solschenizyn in einem Brief an den IV. sowjetischen Schriftstellerkongreß die Aufhebung der offenen und versteckten Zensur und die Freigabe seiner unterdrückten großen Romane «Der erste Kreis der Hölle» und «Krebsstation» (rororo Nr. 1395 und Nr. 1437). Der Konflikt mit dem Schriftstellerverband endete im November 1969 mit Solschenizyns Ausschluß. Im Oktober 1970 erhielt Solschenizyn den Nobelpreis für Literatur. Er nahm ihn an, mußte jedoch der offiziellen Verleihung, wie er schrieb, «unfreiwillig» fernbleiben. Solschenizyn trat noch am selben Tag einer von drei namhaften sowjetischen Physikern gegründeten privaten Bürgerrechtsorganisation bei, die sich «konstruktive Kritik» an der sowjetischen Gesellschaft zum Ziel setzte. Nachdem er Anfang 1974 den ersten Teil von «Der Archipel GULAG» (rororo Nr. 4196; Teil 2: rororo Nr. 4197), dem dokumentarischen Werk über das sowjetische Arbeitslagersystem, für die Veröffentlichung im Westen freigegeben hatte, wurde er festgenommen, ausgebürgert und in die Bundesrepublik abgeschoben. Solschenizyn ließ sich zuerst in Zürich nieder und lebt jetzt mit seiner Familie in den USA.

Alexander Solschenizyn

Der Archipel GULAG

Schlußband

Die Katorga kommt wieder
In der Verbannung
Nach Stalin

ro
ro
ro

Rowohlt

Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena

14. April 1998

Thüringer Universitäts- und
Landesbibliothek
ZWB Neuere Fremdsprachen-
philologien/Slawistik
Postfach
07740 Jena

48.–52. Tausend März 1992

Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von
Anna Peturnig (Teil VI) und Ernst Walter (Teil V und VII).
Titel der bei YMCA-Press, Paris, erschienenen Originalausgabe:
Архипелаг ГУЛАГ («Archipelag GULAG»)
Umschlagentwurf Werner Rebhuhn
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg, Mai 1978
Copyright © 1974 by Russian social fund
for persecuted persons and their families
Deutsche Übersetzung © 1976 by Scherz Verlag, Bern
Gesamtdeutsche Rechte beim Scherz Verlag, Bern und München
Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art
und auszugsweisen Nachdruck sind dem Scherz Verlag vorbehalten
Satz Aldus (Linotron 505 C)
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
1480-ISBN 3 499 14198 1

1918–1956

Versuch einer künstlerischen Bewältigung

Fünfter Teil
Die Katorga kommt wieder

«Machen wir aus dem Sibirien der Ketten und Katorga ein sowjetisches, ein sozialistisches Sibirien!»

Stalin

sich dem kleinen Kind jene schreckliche Nacht eingeprägt, als Menschen in der Uniform seines Vaters ungeniert in seinem Kinderbettchen herumwühlten.»

«Ich war ein schlechter Konvoisoldat: knüpfte mit den Häftlingen Gespräche an, erfüllte ihre Bitten und Aufträge. Ließ oft mein Gewehr beim Feuer zurück, machte für sie Einkäufe im Laden, gab für sie Briefe auf. Ich glaube, daß man sich in den Lagerpunkten Promeschutotschnaja, Myssakort und Parma noch heute an den Schützen Wolodja erinnert. Ein Sek-Brigadier sagte mir einmal: ‹Schau dir die Leute an, hör dir ihren Kummer an, dann wirst du verstehen . . .› Ich habe auch so in jedem Politischen einen Großvater, einen Onkel, eine Tante gesehen . . . Meine Vorgesetzten habe ich einfach gehaßt. Habe gemurrt, mich empört, meinen Kameraden gesagt: ‹Das sind die wirklichen Volksfeinde!› Wegen dieses Verhaltens, wegen regelrechter Insubordination (‹Sabotage›) und wegen meiner Kontakte mit Häftlingen bekam ich ein Verfahren angehängt . . . Der lange, schlaksige Samutin drosch mir ins Gesicht, schlug mir mit einem Briefbeschwerer auf die Finger, weil ich mich weigerte, ein Geständnis wegen der Seki-Briefe zu unterschreiben. Ich hätte dieser Schlange den Garaus gemacht, bin Boxer zweiter Klasse, hab mit Dreißig-Kilo-Hanteln jongliert – aber zwei Aufseher hielten mich fest . . . Im übrigen hatten die Untersuchungsbeamten damals andere Sorgen: Es war das Jahr 1953, und das ganze MWD wurde durcheinandergerüttelt und -geschüttelt. Ich bekam keine Haftstrafe, sondern einen ‹Schandpaß› – Paragraph 47g: ‹. . . wegen äußerster Disziplinlosigkeit und grober Verletzung der Dienstvorschrift aus den Reihen des MWD entlassen.› Wundgeschlagen und halberfroren wurde ich aus dem Garnisonskarzer geworfen und konnte nach Hause fahren . . . Der Brigadier Arsen, der zur selben Zeit entlassen wurde, pflegte mich unterwegs.»

Stellen wir uns nun vor, ein *Offizier* der Wachtruppe wollte sich gegenüber den Häftlingen menschlich zeigen. Er könnte das ja nur vor den Soldaten und über die Soldaten machen. Das wäre jedoch in der allgemeinen Haßatmosphäre unmöglich – und auch «peinlich». Außerdem würde ihn sofort jemand denunzieren.

Das System!

10

Wenn der Zonenboden glüht

Verwunderlich ist nicht, daß es in den Lagern keine Meutereien und Aufstände gegeben hat, sondern daß es sie *trotzdem* gegeben hat.

Wie alles Unerwünschte in unserer Geschichte, das heißt, drei Viertel des wirklich Geschehenen, wurden auch diese Lageraufstände fein säuberlich herausgeschnitten oder überpinselt, die Beteiligten vernichtet, die Zeugen eingeschüchtert, die Berichte der Unterdrükker verbrannt oder hinter zwanzigfachen Safewänden verschlossen, so daß diese Aufstände bereits jetzt, da sie erst fünfzehn oder zwanzig Jahre zurückliegen, zum Mythos geworden sind. (Ist es da verwunderlich, wenn es heißt, es habe weder Christus noch Buddha noch Mohammed gegeben? Wo doch Jahrtausende dazwischen liegen . . .)

Wenn diese Ereignisse keinen Lebenden mehr bewegen, werden die Historiker zu den Resten der Akten Zugang erhalten, werden die Archäologen mit dem Spaten irgendwo herumstochern, irgendwas im Laboratorium verbrennen – und man wird erfahren, wann, wo und wie sich diese Aufstände abspielten und wer ihre Anführer waren.

Es werden auch die ganz frühen Unruhen bekannt werden, wie die Retjunin-Revolte, die im Januar 1942 in der Außenstelle Osch-Kurja bei Ust-Ussa ausbrach. Retjunin soll ein Freiwillig-Verpflichteter gewesen sein, angeblich sogar Leiter dieser Außenstelle. Er rief die Achtundfünfziger und Sozial-Schädlichen (§ 7,35) zum Widerstand auf, sammelte ein paar hundert Freiwillige, diese entwaffneten den Konvoi (Eigenbewacher aus den Reihen der *Bytowiki*), flohen auf Pferden in die Wälder und kämpften als Partisanen weiter. Sie wurden nach und nach aufgerieben. Noch im Frühjahr 1945 wurden völlig Unbeteiligte als «Retjunin-Leute» verurteilt.

Dann werden wir – nein, nicht mehr wir – vielleicht auch von dem legendären Aufstand des Jahres 1948 auf dem Bauobjekt Nr. 501 (während des Baus der Eisenbahnlinie Siwaja Maska – Salechard) erfahren. Legendär deshalb, weil in den Lagern alle davon flüstern, aber niemand etwas Genaues weiß. Legendär auch deshalb, weil er nicht in Sonderlagern ausbrach, wo der Boden dafür vorbereitet war, sondern in ITL-Lagern, wo die Achtundfünfziger durch Spitzel voneinander isoliert waren, von den Kriminellen geknebelt wurden, wo ihnen sogar das Recht versagt war, *Politische* zu sein, wo man sich eine Gefangenenrevolte nicht einmal vorstellen konnte.

Gerüchten zufolge wurde alles von ehemaligen (noch nicht lange!) Armeeangehörigen inszeniert. Anders war es auch gar nicht möglich. Ohne sie waren die Achtundfünfziger eine Herde ohne Kraft und Glauben. Doch diese Burschen (fast keiner älter als dreißig), die

Offiziere und Soldaten unserer Feldarmee gewesen waren; die zum Teil, als Kriegsgefangene, auch bei Wlassow, Krasnow oder in den nationalen Einheiten gedient hatten; die im Krieg gegeneinander gekämpft hatten und jetzt durch das gleiche Joch miteinander verbunden waren; diese Jugend, die durch alle Schlachten des Weltkrieges gegangen war, die alle Formen der modernen Infanteriekampftechnik ausgezeichnet beherrschte – diese Jugend hatte, soweit sie nicht versprengt war, noch jahrelang all ihren Kampfgeist und Glauben bewahrt, sie konnte es nicht fassen, daß solche Burschen, ganze Bataillone, hier gehorsam dahinsterben sollten. Selbst Flucht war für sie nur eine armselige Halbheit, fast so etwas wie ein Versuch einzelner zu desertieren, statt gemeinsam den Kampf aufzunehmen.

Alles wurde von einer Brigade ausgedacht und begonnen. Anführer soll der einäugige Ex-Oberst Woronin (oder Woronew) gewesen sein. Es wird auch noch ein Oberleutnant der Panzertruppen Sakurenko genannt. Die Brigade tötete ihre Bewacher (die Wachmannschaften waren damals, gerade umgekehrt, keine richtigen Soldaten, sondern Reservisten) und befreiten weitere Brigaden. Sie überfielen die Garnisonssiedlung und griffen ihr Lager von außen an – räumten die Posten auf den Wachttürmen ab und öffneten die Zone. (Und da kam es zur unvermeidlichen Spaltung: Das Tor stand offen, aber der Großteil der Seki wollte nicht fliehen. Da gab es Häftlinge mit kurzen Fristen, für die rentierte es sich nicht zu meutern. Es gab Häftlinge, die aufgrund der Ukasse «Sieben Achtel» und «Vier Sechstel»[55] zu zehn, sogar fünfzehn Jahren verurteilt waren, doch die wollten keinen § 58 draufbekommen. Schließlich gab es auch Achtundfünfziger, aber solche, die lieber treuuntertänig auf den Knien starben als aufrecht stehend. Und die, die durchs Tor stürmten, hatten nicht unbedingt vor, die Revoltierenden zu unterstützen: Die Kriminellen benützten mit Freuden die Gelegenheit, um die Siedlungen der Freien zu plündern.)

Mit den Waffen der Wachmannschaften ausgerüstet, eroberten die Meuterer den benachbarten Lagerpunkt. Mit vereinten Kräften beschloß man darauf, die Stadt Workuta anzugreifen! Bis dorthin waren es sechzig Kilometer. Doch soweit kam es nicht! Fallschirmjäger wurden abgesetzt und riegelten den Weg nach Workuta ab. Die Aufständischen wurden von Jagdflugzeugen im Tiefflug beschossen und zerstreut.

Es gab Prozesse, weitere Erschießungen und Verurteilungen zu 25 und 10 Jahren. (Bei der Gelegenheit wurden auch vielen, die an der Operation nicht teilgenommen hatten, sondern in der Zone geblieben waren, die Haftzeiten «aufgefrischt».)

Die militärische Hoffnungslosigkeit der Revolte ist offenkundig. Aber wer sagt, daß es *hoffnungsvoller* war, langsam dahinzukümmern und zu sterben?

Bald darauf wurden die Sonderlager geschaffen, der Großteil der Achtundfünfziger wurde abgesondert. Und?

1949 begann es im Ber-Lag (Lagerabteilung Nischnij Aturjach) ungefähr gleich: Häftlinge entwaffneten die Konvoisoldaten, erbeuteten sechs bis acht Maschinenpistolen, griffen von außen das Lager an, schossen die Wachtposten ab, unterbrachen die Telefonverbindung und öffneten das Lager. Dort waren jetzt nur mehr Numerierte, Gezeichnete, Verdammte, jeder Hoffnung Beraubte.

Und?

Die Seki blieben im Lager . . .

Die das Ganze begonnen hatten, hatten jetzt nichts mehr zu verlieren und machten aus der Revolte einen Ausbruch: Zu einem Häuflein geschart, zogen sie in Richtung Mylga. An der Elgene-Toskane versperrten ihnen Truppen und leichte Panzer den Weg (die Operation leitete General Semjonow).

Alle wurden getötet.*

Es gibt ein Rätsel: Was ist am schnellsten in der Welt? Die Antwort lautet: Der Gedanke!

Ja und nein. Er kann auch sehr langsam sein, der Gedanke, oh, wie langsam! Mühsam und spät begreifen die Menschen, der einzelne und die Gesellschaft, was mit ihnen geschieht, ihre wirkliche Lage.

Als Stalin die Achtundfünfziger in Sonderlager zusammentrieb, war er fast begeistert von seiner eigenen Stärke. Sie saßen ohnedies schon so sicher hinter Schloß und Riegel, wie es nur ging, doch er wollte sich selbst überlisten – wollte es noch besser machen. Er glaubte, so wirke es schrecklicher. Doch es kam umgekehrt.

Das ganze unter Stalin geschaffene Unterdrückungssystem beruhte auf der *Isolierung* der Unzufriedenen; sie sollten einander nicht in die Augen blicken können, sie sollten nicht zählen und feststellen können, wie viele sie waren; allen, auch den Unzufriedensten, sollte eingeredet werden, daß es keine Unzufriedenen gebe, daß es nur einzelne hoffnungslose Fälle gebe, innerlich leere Menschen, die finsteren Groll gegen das Sowjetregime nähren.

Doch in den Sonderlagern begegneten sich die Unzufriedenen zu Zigtausenden. Sie erkannten ihre Zahl. Und stellten fest, daß in ihrem Inneren keineswegs Leere war, daß sie höhere Vorstellungen vom Leben hatten als ihre Kerkermeister, als ihre Denunzianten, als jene Theoretiker, die erklärten, warum sie im Lager verkommen *müßten*.

Dieses Neue an den Sonderlagern fiel zunächst kaum auf. Äußerlich schienen sie eine Fortsetzung der ITL-Lager zu sein. Nur die

* Ich erhebe keinen Anspruch darauf, daß die Schilderung dieser Aufstände genau ist. Ich bin jedermann dankbar, der mich berichtigt.

Kriminellen, die Pfeiler des Lagerregimes und der Lagerleitung, wurden bald sauer. Doch die Brutalität der Aufseher und die vergrößerte BUR-Fläche schienen das auszugleichen.

Warum die Kriminellen sauer wurden? – Im Lager wurde nicht gestohlen. Man konnte seine Ration ruhig im Nachttischchen lassen. Man brauchte die Schuhe nicht unter den Kopf zu legen, man konnte sie auf den Boden werfen – und am Morgen waren sie noch immer da. Man konnte die volle Tabaksdose über Nacht ins Kästchen stellen, brauchte nicht mit dem Tabak in der Hosentasche zu schlafen.

Anscheinend Kleinigkeiten? Nein, ungeheuer bedeutsam! Es wurde nicht mehr gestohlen – das heißt, die Leute begannen ihre Nachbarn ohne Argwohn, sogar mit Sympathie zu betrachten. Hört mal, Kinder, vielleicht sind wir wirklich . . . *Politische?*

Und wenn Politische, dann kann man auch etwas freier reden – von einer Wagonka zu anderen, am Wärmfeuer der Brigade. Natürlich blickt man sich um, wer neben einem steht. Na und wennschon, auch egal! Sollen sie dir noch was aufbrummen, fünfundzwanzig hast ohnedies schon.

Und nach und nach wird auch die ganze frühere Lagerpsychologie ungültig: Zuerst krepier du, dann ich; Gerechtigkeit erlangst du ohnedies nie; wie es war, so wird es bleiben . . . Warum eigentlich: erlangst es nie? . . . Warum eigentlich: wird bleiben? . . .

Und in der Brigade beginnen die Männer zu reden, nicht über Ration und Lagerbrei, sondern über Dinge, die man nicht einmal draußen zu hören bekommt – zuerst halblaut und vorsichtig, dann immer freimütiger! immer freimütiger! –, und der Brigadier spürt auf einmal, daß seine Faust nicht mehr alles bedeutet. Die einen verzichten ganz auf ihren Gebrauch, die anderen schlagen seltener und schonungsvoller. Sie setzen sich sogar zu den Männern, wollen nicht überheblich sein, hören zu, reden mit. Und die Männer beginnen ihren Brigadier als Kameraden zu betrachten – er ist ja auch *einer von uns.*

Die Brigadiere verkehren mit den Lagerstellen, mit der PPTsch, mit der Buchhaltung, sie kommen in x kleinen Angelegenheiten – wem die Ration gekürzt, wem sie nicht gekürzt werden soll, wer wozu eingeteilt werden soll –, und die Pridurki bekommen auch diese neue Luft zu spüren, diesen Hauch von Ernst und Verantwortung, den Hauch eines neuen Sinnes.

Und den Pridurki, noch lange nicht allen, teilt sich dieser Geist mit. Sie waren gekommen voll Gier, Posten zu ergattern, und haben sie auch ergattert; es hindert sie also nichts, ihr bequemes ITL-Leben fortzusetzen: im warmen Zimmer hocken, Kartoffeln mit Speck braten, untereinander bleiben, fern vom Arbeitsvieh? Nein! Es stellt sich heraus, daß das nicht das Wichtigste ist. Aber was ist dann das

Wichtigste? . . . Es wird verpönt, mit seinem Schmarotzertum zu prahlen, wie es in den ITL üblich war, damit zu prahlen, daß man auf Kosten anderer lebt. Die Pridurki finden Freunde unter den gewöhnlichen Häftlingen, am Sonntag gesellen sie sich ganz gern zu ihnen, breiten ihre sauberen, neuen Wattejacken neben den schmierigen Arbeitsjacken der anderen aus und verbringen den Tag im Gespräch mit ihnen.

Und es herrscht nicht mehr die grobe Einteilung der Menschen, wie in den ITL-Lagern: *Pridurki* – Arbeitsvieh, *Bytowiki* – Achtundfünfziger, die Differenzierung ist viel feiner und interessanter: Landsmannschaften, religiöse Gruppen, Menschen mit Erfahrung, Menschen mit Wissen.

Die Lagerobrigkeit braucht noch lange, bis sie etwas bemerkt und begreift. Aber die Anordner reagieren schon, sie tragen keine Stöcke mehr und brüllen ihre Befehle nicht mehr wie früher. Sie wenden sich in *freundschaftlichem* Ton an die Brigadiere: «Na, Komow, wird langsam Zeit zum Ausmarsch.» (Nicht daß ihnen das *Herz* aufgegangen wäre, sie witterten etwas Neues, Beunruhigendes in der Luft.)

Alles das geht *langsam*. Viele, viele Monate brauchen diese Veränderungen. Sie vollziehen sich langsamer als der Wechsel der Jahreszeiten. Und nicht alle Brigadiere, und nicht alle Pridurki werden davon erfaßt – nur die, die unter der Asche einen Funken Gewissen und Brüderlichkeit bewahrt haben. Wer lieber ein Schweinehund bleiben will, der bleibt es auch und mit Erfolg. Ein echter Bewußtseinsumschwung – eine Erschütterung der Gemüter, ein heroischer Durchbruch – ist noch nicht eingetreten. Das Lager ist noch immer Lager, wir sind unterdrückt und hilflos, wir können höchstens durch den Stacheldraht kriechen und in die Steppe fliehen, im Kugelregen und von Hunden gehetzt.

Ein kühner Gedanke, ein verwegener Gedanke, ein Gedanken-Sprung: Wie soll man es anstellen, daß *nicht wir vor ihnen* fliehen, sondern *sie vor uns*?

Es genügte, daß diese Frage *gestellt* wurde, daß soundso viele diesen Gedanken dachten und die Frage stellten, soundso viele andere zuhörten – und die Ära der Ausbrüche im Lager war zu Ende. Es begann die Ära der Aufstände.

Aber – wie beginnen? Womit beginnen? Wir sind gefesselt und geknebelt, von Krakenarmen umschlungen, der Bewegungsfreiheit beraubt – wie sollen wir beginnen?

Das Einfachste ist bei weitem nicht einfach im Leben. Wohl haben schon in den ITL einige, so scheint es, begriffen, daß Spitzel beseitigt werden müssen. Es kam vor, daß «Unfälle» inszeniert wurden: Ein

Stamm löst sich vom Holzstoß, trifft einen Spitzel und reißt ihn mit ins Hochwasser. Also wäre es auch jetzt leicht zu erraten gewesen, welche dieser Krakenarme man zuerst kappen muß. Es schien alles klar zu sein. Und doch war es nicht klar.

Dann – plötzlich ein Selbstmord. In der Regimebaracke Nr. 2 wurde ein Erhängter gefunden. (Ich schildere alle Stadien der Entwicklung zunächst am Beispiel Ekibastus. Aber diese Stadien waren in allen Sonderlagern *gleich*!) Der Lagerleitung machte das nicht viel Kummer, man hob den Mann aus der Schlinge und schaffte ihn auf den Müllplatz.

Doch in der Brigade ging das Gerede: Der Mann war ein Spitzel. Er hat sich nicht selbst erhängt. *Er wurde erhängt.*

Eine Mahnung.

Im Lager gibt es eine Menge Schurken, doch der satteste, brutalste und frechste von allen ist der Kantinenchef Timofej S . . .* Seine Garde sind die feisten, grobschnäuzigen Köche, außerdem läßt er die Stubendienst-Bullen mitschmarotzen. Er und diese Gefolgschaft traktieren die Häftlinge mit Fausthieben und Stockschlägen. Einmal schlug er, völlig grundlos, einen kleinen, schwarzhaarigen «Knirps». Er schaute schon gar nicht mehr, wen er schlug. Doch dieser Knirps im Sonderlager, unter den neuen Verhältnissen, nicht mehr bloß ein Knirps, er ist ein Muselman. Und Muselmanen gibt es im Lager genug. Das sind nicht irgendwelche Kriminelle. Vor Sonnenuntergang kann man sehen, wie sie im westlichen Teil der Zone (in den ITL hätte man gelacht, bei uns nicht) ihr Gebet verrichten, die Arme hochwerfen oder mit der Stirn den Boden berühren. Sie haben ihre Ältesten und auch eine Art Ratsversammlung, seitdem im Lager der neue Wind weht. Und ihr Beschluß lautet: Rache!

Am Sonntag früh schleichen der Mißhandelte und ein erwachsener Ingusche in die Baracke der Pridurki, als diese sich noch in den Betten rekeln, betreten das Zimmer, in dem S. schläft, und stechen den Zwei-Zentner-Burschen blitzschnell mit zwei Messern ab.

Doch wie unreif ist das alles noch! Sie versuchen gar nicht, ihre Gesichter zu verbergen und davonzulaufen. Offen und ruhig mit dem Gefühl getaner Pflicht, die blutigen Messer in der Hand, gehen sie vom Tatort direkt in die Aufseherstube und stellen sich. Man wird ihnen den Prozeß machen.

All das sind tastende Versuche. All das hätte vielleicht auch in den ITL geschehen können. Doch in den Köpfen der Freiheitsbewußten arbeitet es weiter: Ist das nicht die schwache Stelle, wo wir ansetzen müssen, um die Kette zu sprengen?

«Weg mit den Spitzeln!» – Ja, das ist die Stelle! Den Spitzeln das Messer in die Brust bohren! Messer schmieden und auf Spitzeljagd gehen! – Das ist es!

Jetzt, da ich dieses Kapitel schreibe, türmen sich auf den Regalen über mir humanitätsschwere Bücher und blinken mir mit ihren mattschimmernden, gealterten Einbänden vorwurfsvoll zu, wie Sterne durch Wolkenstreifen: Man darf nichts in der Welt durch Gewalt zu erreichen suchen! Wer zum Schwert, zum Messer, zum Gewehr greift, wird nur zu rasch seinen Henkern und Bedrückern gleich. Und der Gewalt wird kein Ende sein . . .

Wird kein Ende sein . . . Hier am Schreibtisch, im warmen, sauberen Arbeitszimmer, bin ich völlig einverstanden.

Doch wer grundlos zu fünfundzwanzig Jahren Lager verdammt wird, wer seinen Namen verliert und vier Nummern angeheftet bekommt, die Hände immer auf dem Rücken halten muß, jeden Morgen und Abend gefilzt wird, täglich bis zur Erschöpfung robotet, zu Verhören in die BUR geschleift wird, für immer in diese Erde gestampft wird – für den hören sich alle Reden der großen Menschenfreunde wie das Geschwätz satter Spießer an.

Wird kein Ende sein! . . . Uns ging es darum, ob ein *Anfang* sein wird! Ob ein *Lichtblick* sein wird in unserem Leben oder nicht?

Nicht umsonst hat das Volk aus langer Bedrückung die Lehre gezogen: *Mit Güte kommt man gegen das Böse nicht an.*

Spitzel sind auch Menschen? . . . In allen Baracken des Lagers Pestschanyj wird, zur Abschreckung, ein Befehl verlesen: Zwei Mädchen (am Geburtsdatum sieht man, daß sie ganz jung sind) eines Frauenlagerpunktes haben antisowjetische Gespräche geführt. Sie sind vom Tribunal X. verurteilt worden: Tod durch Erschießen!

Diese Mädchen, die da auf der Wagonka flüsterten, die beide schon ihre zehn Jahre Sklavenjoch hatten – von welchem Luder sind sie verpfiffen worden, doch von einer, die ins gleiche Joch gespannt ist?! Das sollen Menschen sein?!

Es gab keine Zweifel. Trotzdem war der Anfang nicht leicht.

Ich weiß nicht, wie es in den einzelnen Sonderlagern war (die Spitzeljagd setzte überall ein, sogar bei den Invaliden in Spassk!), bei uns begann es jedenfalls mit dem Eintreffen des Dubowka-Transportes. Das waren hauptsächlich Westukrainer, OUN-Leute. Sie haben überall sehr viel für diese Bewegung geleistet, sie haben den Stein ins Rollen gebracht. Mit dem Dubowka-Transport kam der Bazillus Aufruhr nach Ekibastus.

Diese jungen, kräftigen Burschen, die man frisch von den Partisanenpfaden in das Lager Dubowka eingeliefert hatte, waren entsetzt über die dumpfe Sklavenmentalität, die dort herrschte – und griffen zum Messer.

In Dubowka endete das sehr bald mit offenem Aufruhr und Ver-

* Ich will den Namen nicht verheimlichen, ich habe ihn vergessen.

schickung. Doch die Lagerherren machten sich in ihrer blinden Selbstsicherheit (dreißig Jahre hatten sie keinen Widerstand erlebt, sie waren ganz entwöhnt) nicht einmal die Mühe, die neueingetroffenen Meuterer von uns zu isolieren. Man teilte sie im Lager auf die Brigaden auf. Das war ITL-Methode: die Politischen zersplittern und dadurch den Protest ersticken. Doch in unserem Milieu, das im Begriff war, sich zu läutern, konnte diese Taktik das Feuer nur weiter ausbreiten.

Die Neulinge rückten mit den Brigaden zur Arbeit aus, doch sie griffen nichts an, oder nur zum Schein, sondern lagen in der Sonne (es war gerade Sommer) und unterhielten sich leise. Man hätte sie für Kriminelle halten können, die *Gesetz machen*, zumal es ebenfalls junge, kräftige, breitschultrige Burschen waren.

Das *Gesetz* kam auch bald auf, aber es war ein neues, erstaunliches Gesetz: «Wer ein schlechtes Gewissen hat, stirbt noch in dieser Nacht!»

Jetzt folgte ein Fememord nach dem anderen, häufiger als seinerzeit die Fluchtversuche. Die Täter handelten entschlossen und anonym: Sie gingen nicht mit blutbeflecktem Messer zum Aufseher, sie brachten sich und die Waffe in Sicherheit – für die nächste Tat. Die bevorzugte Zeit war fünf Uhr morgens, wenn nur vereinzelt Aufseher unterwegs waren, um die Baracken zu öffnen, und die Häftlinge fast alle noch schliefen. Die maskierten Rächer betraten leise den bezeichneten Raum, schlichen zur bezeichneten Wagonka und stießen dem Verräter das Messer in den Leib. Für den Mann gab es kein Entrinnen. Er brüllte wild auf, wenn er schon wach war, oder er wurde sogar im Schlaf getötet. Die Täter vergewisserten sich, ob er tot war, und verließen geschäftig den Raum.

Sie trugen Masken, ihre Nummern waren abgetrennt oder verdeckt. Aber selbst wenn sie von den Nachbarn des Opfers an der Gestalt erkannt wurden, so hüteten sich diese, etwas zu melden, und blieben auch bei Verhören und gegenüber Drohungen des Gevatters standhaft: Nein, nein, ich weiß nichts, ich habe nichts gesehen. Und das nicht nur in der alten Erkenntnis, die sich alle Unterdrückten zu eigen gemacht haben: «Wer nichts weiß, am Ofen sitzt, wer viel weiß, an der Leine läuft.» Das war auch Selbsterhaltung! Denn wer die Täter nannte, wurde am nächsten Morgen getötet, und die Gunst des Einsatzbevollmächtigten nützte ihm gar nichts.

Und diese Morde wurden, wenn auch noch keine zehn geschehen waren, bereits zur Norm, zur Alltagserscheinung. Am Morgen beim Waschen oder beim Abholen der Ration fragten die Häftlinge einander: Ist heute jemand umgebracht worden? In diesem grausigen Sport vernahm ihr Ohr den unterirdischen Gongschlag der Gerechtigkeit.

Alles geschah streng konspirativ. Es genügte, wenn jemand (der als

Autorität galt) jemandem sagte: *Diesen* da! Es war nicht seine Sorge, wer es machte und an welchem Tag, wie die Messer beschafft wurden. Die *Kampfleute*, die das besorgten, kannten umgekehrt den Richter nicht, dessen Urteil sie vollstreckten.

Und man mußte anerkennen, daß dieses eigenmächtige, ungesetzliche und unsichtbare Gericht, das kein dokumentarisches Beweismaterial gegen Spitzel hatte, viel treffsicherer entschied und viel seltener irrte als sämtliche uns bekannten Tribunale, Troikas, Militärkollegien und Sonderausschüsse.

Das *Spitzelstechen*, wie es bei uns hieß, ging so glatt vonstatten, daß es sogar schon bei Tag praktiziert und fast zu einem öffentlichen Schauspiel wurde. Ein kleiner, sommersprossiger Barackenältester, ehemaliger Rostower NKWD-Bonze und bekannte Lagerkanaille, wurde bei Tag (es war ein Sonntag) im Latrinenraum ermordet. Die Sitten waren so verroht, daß die Häftlinge in Scharen gelaufen kamen, um einen Erstochenen zu sehen, der in seinem Blut lag.

Auf der Jagd nach dem Spitzel, der den Fluchtstollen der Regimebaracke Nr. 8 (die aufgescheuchte Lagerleitung hatte dort die führenden Dubowka-Leute zusammengetrieben, aber das Spitzelstechen funktionierte bereits ohne sie ausgezeichnet) verraten hatte, rannten ihm die Rächer bei hellichtem Tag, das Messer in der Hand, durch die Zone nach. Der Spitzel flüchtete in die Stabsbaracke, in das Büro des Chefs der Lagerabteilung Major Maximenko, die Verfolger hinter ihm drein. Der fette Major ließ sich gerade vom Lagerfriseur rasieren. Gemäß Lagerordnung war er unbewaffnet, in der Zone durften nämlich keine Waffen getragen werden. Als er die messerbewehrten Gestalten sah, sprang er, zu Tode erschrocken, auf und begann um sein Leben zu flehen, da er glaubte, es gehe *ihm* an den Kragen. Mit Erleichterung gewahrte er, daß (vor seinen Augen) ein Spitzel abgemurkst wurde. (Auf den Major hatte es niemand abgesehen. Die Bewegung beschränkte sich darauf, Spitzel zu beseitigen, Aufseher und Lagernatschalniks wurden nicht angerührt.) Trotzdem sprang der Major aus dem Fenster, halbrasiert, das weiße Tuch umgehängt, lief zur Lagerwache und schrie verzweifelt: «Posten, Feuer! Posten, Feuer!» Doch auf den Wachttürmen blieb es still . . .

Es gab einen Fall, da gelang es einem Spitzel sich loszureißen und, schwer verletzt, ins Krankenrevier zu flüchten. Dort wurde er operiert und verbunden. Doch wenn sogar der Major vor dem Messer gezittert hatte – wie sollte da das Krankenrevier einen Spitzel retten? Zwei, drei Tage später bekam er im Krankenbett den Todesstoß . . .

Es war vielleicht ein Dutzend Spitzel getötet worden, bei einer Lagerbevölkerung von fünftausend – doch mit jedem Messerstich löste sich mehr und mehr der Druck der Polypenarme, die uns umklammert hielten. Eine wunderbare neue Luft wehte im Lager! Äu-

ßerlich noch immer Häftlinge, noch immer von Stacheldraht umgeben, waren wir in Wirklichkeit *frei* geworden – frei deshalb, weil wir das erste Mal in unserem Leben, soweit wir uns zurückerinnern konnten, offen und laut alles sagten, was wir dachten! Wer das nicht selbst erlebt hat, diesen Übergang, kann es sich nicht vorstellen!

Und die Spitzel – blieben stumm . . .

Bis dahin konnte die Einsatzstelle jeden beliebigen Häftling tagsüber in der Zone zurückhalten und stundenlage Gespräche mit ihm führen – vielleicht um Denunziationen ad acta zu nehmen? vielleicht um neue Aufträge zu erteilen? vielleicht um die Namen interessanter Häftlinge herauszubekommen, die noch nichts getan hatten, aber etwas tun könnten? oder als Zentren künftigen Widerstandes verdächtigt wurden?

Und abends kam die Brigade zurück und die Kameraden fragten: «Warum haben sie dich vorgeladen?» Und die Antwort war regelmäßig, entweder wahrheitsgetreu oder frech gelogen: «Sie haben mir Fotos gezeigt . . .»»

Tatsächlich wurden nach dem Krieg vielen Häftlingen Fotos gesuchter Personen vorgelegt, die sie während des Krieges gesehen haben könnten. Aber doch nicht *allen*, das wäre ja sinnlos gewesen. Aber alle beriefen sich darauf, sowohl die eigenen Leute als auch die Verräter. So breitete sich Mißtrauen zwischen uns aus, und jeder kapselte sich ab.

Jetzt wurde die Luft entgiftet! Wenn jetzt die Tschekisten einem befahlen zurückzubleiben – *er blieb nicht!* Unglaublich! Unerhört in der ganzen Geschichte der Tscheka-GPU-MWD! Der Aufgerufene schlich nicht klopfenden Herzens zurück, trippelte nicht mit unterwürfiger Miene davon – sondern weigerte sich stolz (die ganze Brigade schaute auf ihn!) dazubleiben. Zwei unsichtbare Waagschalen schwebten über dem Appellplatz. Auf der einen türmten sich alle die bekannten Schreckensbilder: Untersuchungszimmer, Faustschläge, Stockhiebe, Schlafverbot, Stehboxen, kalte feuchte Karzer, Ratten, Wanzen, Tribunale, zweite, dritte Verurteilung. Doch das alles war kein kurzer Stromstoß, sondern eine langsam mahlende Knochenmühle, die nicht alle gleichzeitig verschlingen und an einem Tag verarbeiten konnte. Und auch danach hörten die Menschen nicht auf zu sein – alle, die hier waren, hatten diese Mühle passiert.

Und auf der anderen Waagschale lag ein Messer, sonst nichts – doch dieses Messer war für dich bestimmt, wenn du nachgabst! Es war bestimmt, deine Brust zu durchbohren, und nicht irgendwann, sondern morgen bei Tagesanbruch, und keine Tscheka und kein GB konnten dich davor retten! Es war nicht lang, aber lang genug, um dir zwischen die Rippen zu dringen. Es hatte auch keinen richtigen Griff,

nur ein Isolierband, das um das stumpfe Ende des Klingenblattes gewickelt war – aber um so fester lag es in der Hand!

Und diese erfrischende Drohung überwog! Sie gab den Schwachen die Kraft, die Blutegel loszureißen und weiterzugehen, mit ihrer Brigade. (Und lieferte ihnen später eine gute Rechtfertigung: Wir wären ja geblieben, Bürger Natschalnik! Aber wir haben Angst gehabt, das Messer . . . Ihnen droht es ja nicht, Sie können sich das nicht vorstellen.)

Aber das war nicht alles. Die Häftlinge hörten nicht nur auf, den Vorladungen der Einsatzleute und sonstiger Lagerherren Folge zu leisten – sie hatten sogar Hemmungen, ein Kuvert oder beschriebenes Blatt in den Postkasten, den es in der Zone gab, oder in einen der Beschwerdebriefkästen zu werfen. Bevor sie einen Brief oder eine Eingabe einwarfen, baten sie einen Kameraden: «Da, lies durch, damit niemand glaubt, ich schreib dem Gevatter. Und geh mit einwerfen.»

Und auf einmal waren die Natschalniks wie abgeschnitten von der Umwelt! Sie blieben sichtbar für die anderen, der beleibte Major Maximenko, sein Stellvertreter, der ebenso beleibte Hauptmann Prokofjew, die ganze Schar der Aufseher, sie bewegten sich frei in der Zone, wo ihnen keine Gefahr drohte, sie waren unter uns, sie schauten uns an – doch sie selbst sahen und hörten nichts! Denn ohne Zuträger ist ein Mensch in Uniform blind und taub: Wo er auftaucht, verstummen alle, wenden sich ab, verschwinden . . . Und gleich daneben, den Lagerherren sogar persönlich bekannt, standen die treuen Informanten und verzehrten sich im Wunsch, ihre Kameraden zu verraten – doch sie wagten es nicht einmal, ein geheimes Zeichen zu geben.

Jener Informationsapparat, auf dem allein jahrzehntelang der Ruhm der allmächtigen und allwissenden *Organe* beruht hatte, funktionierte nicht mehr.

Äußerlich blieb alles gleich. In gewohnter Ordnung rückten die Brigaden zu ihren Objekten aus (allerdings versuchten wir jetzt auch Widerstand gegen den Konvoi, beschlossen die Fünferreihen nicht einzuhalten, uns unterwegs nicht abzählen zu lassen – und es gelang! Ohne Spitzel war auch die Macht der MPs geschwächt). Sie arbeiteten, um mit den Produktionsaufträgen zu Rande zu kommen. Sie kehrten abends zurück und ließen sich von den Aufsehern filzen wie eh und je (doch die Messer wurden nie gefunden!). In Wirklichkeit jedoch waren es nicht mehr die künstlich geschaffenen Brigaden, die die Menschen verbanden, sondern ganz andere Gemeinschaften, vor allem – die Nationalitäten. Es entstanden starke nationale Zentren, die für Spitzel unzugänglich blieben: ein ukrainisches, ein vereinigtes muselmanisches, ein estnisches, ein litauisches Zentrum. Sie wurden von niemandem gewählt, sie setzten sich aus den Ältesten, Weisesten

und Leiderfahrensten zusammen, in so gerechter Weise, daß ihre Autorität von allen Landsleuten anerkannt wurde. Offensichtlich gab es auch ein gemeinsames Konsultativorgan – sozusagen einen «Nationalitätenrat».*

Die Brigaden und ihre Anzahl blieben gleich, doch merkwürdig: Im Lager *begann es an Brigadieren zu fehlen*! – Ein unerhörtes Phänomen in der Geschichte des GULAG! Es gab zwar einen natürlichen Abgang: Der eine kam ins Krankenrevier, der andere in den Wirtschaftshof, der dritte hatte seine Zeit abgesessen und wurde entlassen. Doch die Anordner hatten immer eine Schar gierig lauernder Bewerber in Reserve gehabt, die sich für eine Seite Speck oder einen Pullover den Brigadierposten einhandelten. Jetzt hatte sich der Spieß umgedreht. Nicht nur, daß die Bewerber ausblieben, es gab sogar Brigadiere, die jeden Tag mützedrückend in der PPTsch baten, daß man sie absetze.

Es begann eine Zeit, da die alten Brigadiersmethoden, mit denen die Arbeitsleute «in die hölzerne Jacke getrieben wurden»[56], hoffnungslos versagten. Neue zu erfinden war jedoch nicht allen gegeben. Und bald wurden die Brigadiere so knapp, daß die Anordner zur Brigade in die Baracke kamen und, nach einer Zigarette und ein bißchen Geplauder, geradeheraus baten: «Burschen, es geht nicht ohne Brigadier, was sind das für Zustände! Dann wählt euch selbst einen; wir lassen ihn gleich bestätigen!»

Das wurde besonders akut, als die Brigadiere begannen, in die BUR zu *flüchten* – ins Gefängnis! Und nicht nur unbeliebte Brigadiere, auch solche Blutsaugertypen wie der Vorarbeiter Adaskin, und schließlich Spitzel, bevor sie durchschaut wurden, oder wenn sie

* Hier müssen jedoch gewisse Einschränkungen gemacht werden. Nicht alles war so glatt und sauber, wie es aussieht, wenn man die Hauptlinie der Entwicklung zeichnet. Es gab konkurrierende Gruppen – «Gemäßigte» und «Radikale». Es schlichen sich natürlich persönliche Sympathien und Antipathien ein, die «Führer»-Prätendenten waren nicht frei von Eigenliebe. Die jungen «Kampfstiere» waren weit entfernt von einem reifen politischen Bewußtsein, einige neigten dazu, für ihre «Arbeit» bessere Verpflegung zu fordern, und waren durchaus imstande, den Koch der Lazarettküche zu erpressen, das heißt, zu verlangen, daß er ihnen etwas von den Krankenrationen abzweigt, und wenn er sich weigerte, ihn ohne jede moralische Hemmung zu töten: Die Handfertigkeit besaßen sie schon, Messer und Maske hatten sie griffbereit. Mit einem Wort, im gesunden Kern begann sich sofort der Wurmfraß zu regen – das bekannte, unabänderliche Schicksal aller revolutionären Bewegungen!

Und einmal geschah einfach ein Irrtum: Ein schlauer Spitzel überredete einen gutmütigen Arbeitsmann, die Schlafplätze zu tauschen – am nächsten Morgen war der Arbeitsmann erstochen.

Aber trotz dieser «Abweichungen» war die allgemeine Linie klar ausgeprägt, sie war nicht zu verfehlen. Der gewünschte gesellschaftliche Effekt wurde erreicht.

spürten, daß sie die nächsten auf der Liste waren – plötzlich bekamen sie es mit der Angst zu tun und *flüchteten*! Gestern noch haben sie die Mutigen gespielt, gestern noch haben sie so getan und gesprochen, als würden sie die Vorgänge gutheißen (anders vor den Seki zu reden war auch nicht ratsam!), gestern haben sie sich noch in der allgemeinen Baracke schlafen gelegt (vielleicht haben sie auch nicht geschlafen, sondern in angespannter Erwartung dagelegen, bereit, sich zu verteidigen, und haben sich geschworen, daß es das letzte Mal ist) – und heute sind sie verschwunden! Und der Mann vom Stubendienst bekommt den Auftrag, die Sachen des Soundso in die BUR zu schaffen.

Das war eine ganz neue und gruselig-fröhliche Zeit im Leben des Sonderlagers! War es doch so weit gekommen, daß nicht wir, sondern sie flohen – und uns von ihrem Gift befreiten! Eine Zeit, unerhört und unvorstellbar auf dieser Welt: Der Böse kann sich nicht ruhig schlafen legen! Die Vergeltung kommt nicht irgendwann im Jenseits oder wenn die Geschichte ihr Urteil gesprochen hat, die Vergeltung kommt leibhaftig im Morgengrauen und zückt das Messer über dir. Es klingt wie im Märchen: Der Zonenboden ist unter den Füßen der Anständigen weich und warm, unter den Füßen der Verräter sticht und brennt er! Das möchte man der Welt jenseits der Zone wünschen, unserem Land draußen, das eine solche Zeit nie erlebt hat und vielleicht nie erleben wird.

Die düstere, steingemauerte, längst fertiggestellte und erweiterte, mit winzigen Fenstern und *Maulkörben* versehene, mit einer massiven Bretterwand umgebene, feuchte, kalte und finstere BUR, die von den Lagerherren so liebevoll für Arbeitsverweigerer, Ausbrecher, Querköpfe, Protestierer und mutige Männer bereitet worden war – plötzlich wurde sie zum Erholungsheim für ausgediente Spitzel, Blutsauger und Leuteschinder!

Derjenige, der als erster auf die Idee kam, bei den Tschekisten Zuflucht vor dem Volkszorn zu suchen und für seine langjährigen treuen Dienste Schutz im steinernen Kasten zu erbitten, hat jedenfalls Findigkeit bewiesen, das muß man ihm lassen. Daß Übeltäter selbst an die Gefängnistür klopfen, nicht *aus* dem Gefängnis, sondern *in* das Gefängnis fliehen, freiwillig auf reine Luft und Sonnenlicht verzichten – das ist, glaube ich, in der Geschichte noch nicht dagewesen!

Die Natschalniks und Opers hatten Mitleid mit den ersten, nahmen sie unter die Fittiche: sind ja doch «unsere» Leute. Sie gaben ihnen die beste Zelle in der BUR (die Lagerwitzbolde nannten sie *Rumpelkammer*), ließen Matratzen auflegen, ließen stärker einheizen und genehmigten eine Stunde Spaziergang.

Doch den ersten Schlauköpfen folgten andere, die weniger schlau waren, aber ebenso gierig am Leben hingen. (Einige wollten auch

dabei ihr Gesicht wahren, denn wer weiß, vielleicht müssen sie wieder einmal zurück unter die Seki? Der Archidiakon Rudtschuk inszenierte einen effektvollen Abgang in die BUR: Nach dem Abendsignal kamen mehrere Aufseher in die Baracke, spielten eine wüste Filzungsszene mit Matratzenausbeuteln, «verhafteten» Rudtschuk und führten ihn ab. Allerdings erfuhr das Lager bald aus zuverlässiger Quelle, daß der stolze Archidiakon und Musenjünger in eben jener «Rumpelkammer» saß.) Schon waren es über zehn, über fünfzehn, über zwanzig! «Matschechowski-Brigade» nannte man sie, nach dem Regimechef. Schon mußte eine zweite Zelle eingerichtet werden, auf Kosten des Nutzraumes der BUR.

Doch Spitzel sind vonnöten und von Nutzen, nur solange sie sich unter der Masse bewegen und solange sie nicht durchschaut sind. Ein durchschauter Spitzel ist nichts wert, er hat in diesem Lager ausgedient. Man muß ihn also kostenlos in der BUR verpflegen, kann ihn weder bei der Arbeit noch als Spitzel einsetzen. Nein, selbst der Wohltätigkeit eines MWD sind Grenzen gesetzt!

Und der Strom der Rettungsuchenden wurde gestoppt. Wer zu spät kam, mußte in seinem Schafspelz bleiben und auf das Messer warten.

Den Denunzianten ergeht's wie dem Lieferanten: Man braucht ihn eine Stunde lang und kennt ihn dann nicht mehr.

Die Sorge der Lagerleitung galt der Frage der Gegenmaßnahmen, wie die gefährliche Bewegung im Lager zerschlagen werden könnte. Das erste, was man unternahm, aus Gewohnheit, war – Befehle verfassen.

Die Besitzer unserer Körper und Seelen wollten auf keinen Fall eingestehen, daß unsere Bewegung eine politische war. In drohend formulierten Befehlen (die Aufseher verlasen sie in den Baracken) wurde alles, was da begonnen hatte, zum *Banditentum* erklärt. So war es einfacher, verständlicher und wohl auch vertrauter. Es geschah ja noch nicht lang, daß man Banditen unter der Etikette «Politische» zu uns schickte! Na, und jetzt wurden die Politischen – das erste Mal die Politischen! – zu «Banditen». Recht unsicher wurde verkündet, daß die Banditen ausgeforscht (bislang kein einziger), und noch unsicherer, daß sie erschossen würden. Außerdem wurde an die breite Masse der Häftlinge appelliert, das Banditenunwesen zu *verurteilen* und zu *bekämpfen*! . . .

Die Häftlinge hörten sich's an und gingen schmunzelnd auseinander. Daß die Regimeoffiziere sich scheuten, Politisches als Politisches zu bezeichnen (obwohl schon seit dreißig Jahren jedes Verfahren den Vorwurf von «Politik» bedeutete), darin spürten wir ihre Schwäche.

Es *war* auch ihre Schwäche! Die Bewegung als Banditentum zu bezeichnen war ein Trick: Die Lagerleitung entledigte sich damit der

Verantwortung (wie konnte sie im Lager eine politische Bewegung aufkommen lassen!). Dieser Vorteil und dieser Zwang galten auch für die höheren Instanzen: die Gebiets- und Lagerverwaltungen des MWD, die Hauptlagerverwaltung und für das Ministerium selbst. Ein System, das Information fürchtet, betrügt sich gern selbst. Wären Aufseher und Regimeoffiziere ermordet worden, hätte man den Paragraphen 58,8 (Terror) schwer umgehen können, hätte allerdings auch leichter Todesurteile verhängen können. So bot sich die verlockende Möglichkeit, die Ereignisse in den Sonderlagern als Form des *Suka-Krieges* hinzustellen, der zur gleichen Zeit die ITL-Lager erschütterte und von der GULAG-Leitung selbst angezettelt worden war.

Der «Suka-Krieg» wäre ein eigenes Kapitel in diesem Buch wert, dazu müßte jedoch noch viel Material gesammelt werden. Der Leser sei auf Warlam Schalamows *Studien der Verbrecherwelt* verwiesen, obwohl auch dort keine vollständige Darstellung gegeben wird.
In aller Kürze. Der «Suka-Krieg» flammte um 1949 auf (wenn man von früheren kleineren Metzeleien absieht, wie sie ständig zwischen Kriminellen und Sukas vorkamen) und tobte am heftigsten in den Jahren 1951 und 1952. Die Unterwelt splitterte sich in zahlreiche Gruppen auf: Neben den eigentlichen Ganoven und Sukas gab es die Schrankenlosen («schrankenlose Diebe»), die «Machno-Leute», die «Hartnacken-Leute», «Rotkäppchen-Leute», «Brechstangen-Männer» und noch mehr.
Die GULAG-Führung hatte damals bereits das Vertrauen in die unfehlbaren Umerziehungstheorien für Kriminelle verloren und offensichtlich beschlossen, sich dieser Last zu entledigen, indem sie die Zersplitterung ausnützte, abwechselnd die eine oder andere Gruppe unterstützte und mit ihrer Hilfe die anderen dezimierte. Die Schlächtereien spielten sich offen und massenweise ab.
Dann paßten sich die Unterwelt-Mörder an: Entweder töteten sie nicht mehr eigenhändig oder, wenn sie es taten, zwangen andere unter Morddrohung, die Schuld auf sich zu nehmen. So kam es, daß junge Bytowiki, ehemalige Soldaten und Offiziere, fremde Morde auf sich nahmen, um selbst nicht ermordet zu werden, dafür fünfundzwanzig Jahre nach § 59,3 (Banditentum) erhielten und heute noch sitzen. Die Führer der Unterweltbanden kamen als Ehrenmänner in den Genuß der «Woroschilow-Amnestie» und gingen 1953 frei (doch kein Grund zur Besorgnis: Sie haben seitdem mehr als einmal wieder eingesessen).
Als in unserer Presse die sentimentalen Geschichten über die *Umerziehung* wieder in Mode kamen, drang auch einige Information über die blutigen Auseinandersetzungen in den Lagern durch, natürlich völlig verlogene und undurchsichtige Information, wobei der «Suka-Krieg» in den ITL, das «Spitzelstechen» in den Sonderlagern und nicht näher bezeichnete Metzeleien absichtlich miteinander vermengt wurden. Das

Lagerthema interessiert das ganze Volk, Artikel zu diesem Thema werden gierig verschlungen, aber man kapiert überhaupt nichts, wenn man sie liest (dazu werden sie auch geschrieben). Da veröffentlichte, zum Beispiel, ein Journalist namens Galitsch im Juli 1959 in der *Iswestija* einen dubiosen «Dokumentar»-Bericht über einen gewissen Kossych, der angeblich mit einem achtzigseitigen, maschinegeschriebenen Brief aus dem Lager den Obersten Sowjet in Rührung versetzt hatte. (1. Woher hatte er die Schreibmaschine? Aus dem Büro des Einsatzbevollmächtigten? 2. Wer tut sich das an und liest achtzig Seiten? Dort gähnen sie sich doch schon nach einer Seite zu Tode.) Dieser Kossych hatte fünfundzwanzig Jahre bekommen, es war seine zweite Verurteilung, aufgrund einer Lagersache. Welcher Sache, weswegen – in diesem Punkt gebricht es Galitsch auf einmal an Klarheit und Verständlichkeit (ein charakteristischer Zug unserer Journalisten). Man wird nicht klug, hat Kossych einen «Suka-Mord» begangen oder einen politischen Spitzelmord? Aber das ist ja das Typische, daß im historischen Rückblick alles in einen Topf geworfen und als Banditentum bezeichnet wird. Das wird von einer zentralen Zeitung folgendermaßen wissenschaftlich erklärt: «Es waren die Handlager Berijas [nur alles dem Grauen aufbuckeln], die damals [und *vorher*? und *jetzt*?] in den Lagern walteten und schalteten. Die Strenge des Gesetzes wurde von Personen, die zu seiner Durchführung berufen waren, in Willkür verkehrt [wie? entgegen einheitlicher Direktive? wer hätte denn das gewagt?]. *Sie schürten auf jede mögliche Weise Feindschaft* zwischen verschiedenen Häftlingsgruppen [kursiv von mir, das stimmt nämlich. Der Einsatz von Spitzeln fällt auch darunter]. Es war eine wilde Feindschaft, die erbarmungslos und künstlich angeheizt wurde.»
Es war natürlich unmöglich, die Lagermorde durch Haftstrafen (fünfundzwanzig Jahre), die die Mörder ohnedies schon hatten, zu stoppen. So wurde 1961 ein Ukas über die Einführung der Todesstrafe für Lagermord – damit auch für Spitzelmord, versteht sich – erlassen. Dieser Chruschtschow-Ukas hatte den Stalinlagern noch gefehlt.

So entlasteten sich die Lagerherren. Sie verwirkten sich dadurch aber das Recht, Lagermörder zu erschießen, und damit die Möglichkeit effektiver Gegenmaßnahmen. Sie konnten der immer stärker werdenden Bewegung nicht beikommen.

Die Befehle halfen nichts. Die breite Masse der Häftlinge machte keine Anstalten, statt ihrer Herren zu *verurteilen* und zu *bekämpfen*. Die nächste Maßnahme war – das ganze Lager auf Strafregime umstellen! Das bedeutete: Wir verbrachten die gesamte arbeitsfreie Zeit, auch die Sonntage, hinter Schloß und Riegel, wie im Gefängnis, mußten den Latrinenkübel benützen und wurden in der Baracke abgespeist. Suppe und Grütze wurden in großen Bottichen ausgetragen, die Lagerkantine stand leer.

Es war ein drückendes Regime, aber es hielt sich nicht lange. In der Produktion schalteten wir auf Bummeltempo, worauf der Kohlentrust wütend wurde. Aber auch die Aufseher hatten einen Teil der Last zu tragen, die mußten jetzt ständig mit den Schlüsseln von einem Ende des Lagers zum anderen hetzen – die Männer mit den Pißkübeln ein- und auslassen, die Essenträger begleiten, Gruppen ins Krankenrevier führen oder von dort zurückbringen.

Die Lagerleitung wollte erreichen, daß sich unser Unmut gegen die Spitzelmorde wendet und wir die Mörder ausliefern. Doch wir waren darauf eingestellt, Opfer zu bringen – das war es uns wert! Noch etwas wurde bezweckt: Man hielt die Baracken geschlossen, damit die Mörder nicht aus einer fremden Baracke kommen könnten, innerhalb einer Baracke würde man die Täter wohl leichter finden. Doch dann geschah wieder ein Mord – und wieder wurde niemand gefunden, wieder hatte keiner etwas gesehen und keiner etwas gewußt. Und in der Produktionszone wurde einem der Schädel eingeschlagen – das war durch Baracken-Versperren schon gar nicht zu verhindern.

Das Strafregime wurde aufgehoben. Statt dessen verlegte man sich auf den Bau einer «chinesischen Mauer». Das war eine zwei Lehmziegel dicke und vier Meter hohe Mauer, die quer durch die Zone aufgeführt wurde und das Lager in zwei Teile teilen sollte, wobei man zunächst eine Öffnung ließ. (Diese Teilung großer Zonen in kleine wurde in vielen Sonderlagern praktiziert.) Da der Trust diesen Mauerbau nicht verrechnen konnte – für die Siedlung hatte die Mauer keinen Wert –, wurde die ganze Arbeit uns aufgehalst: die Herstellung der Lehmziegel, das Umdrehen beim Trocknen, der Transport zur Baustelle und das Aufführen der Mauer selbst. Und das alles ging auf Kosten unserer Sonntage, unserer freien Abende (helle Sommerabende) nach der Rückkehr von der Arbeit. Sie war uns verhaßt, diese Mauer, es war klar, daß die Lagerleitung irgendeine Gemeinheit plante, aber wir mußten wohl oder übel bauen. Wir hatten noch nicht viel von uns befreit – erst Kopf und Mund, wir steckten noch immer bis zu den Schultern im Sumpf der Knechtschaft.

Alle diese Maßnahmen – drohende Befehle, Strafregime, Mauer – waren plump und grob, ganz im Geiste der Gefängnismethoden. Doch was ist das? Plötzlich wird eine Brigade zum Fotografen geholt, dann eine zweite, eine dritte – und die Häftlinge werden fotografiert, und zwar höflich, nicht mit der Hundenummerntafel, nicht mit bestimmter Kopfwendung. Kannst dich setzen und den Kopf halten, wie du willst. Und aus einer «unvorsichtigen» Bemerkung des KWTsch-Leiters erfahren die Häftlinge, daß «Fotos für Dokumente gemacht werden».

Für welche Dokumente? Welche Dokumente kann schon ein Häftling haben? Erregung bemächtigt sich der Leichtgläubigen: Vielleicht

werden Passierscheine vorbereitet für Konvoifreie? Oder vielleicht . . .?

Und da kommt ein Aufseher aus dem Urlaub zurück und erzählt einem anderen laut (vor Häftlingen), daß er unterwegs ganze Züge voll Entlassener gesehen habe, mit Spruchbändern und Girlanden.

Mein Gott, wie das Herz pocht! Ist es doch längst an der Zeit! Das hätte man als erstes machen müssen nach Kriegsende! Hat es wirklich begonnen?

Einer soll einen Brief von Zuhause bekommen haben: Seine Nachbarn sind schon entlassen worden, sind schon daheim!

Plötzlich wird eine der fotografierten Brigaden vor eine Kommission gerufen. Einzeln eintreten, heißt es. Hinter dem rot verhängten Tisch, unter dem Stalinporträt sitzen unsere Lageroffiziere und zwei Fremde, ein Kasache und ein Russe, die man in unserem Lager noch nie gesehen hat. Mit amtlicher Miene, doch einem Funken Verschmitztheit dabei, füllen sie Fragebogen aus: Familienname, Vorname, Vatersname, Geburtsjahr, Geburtsort, und dann nicht wie gewohnt Paragraph und Haftzeit, sondern die genauen Familienverhältnisse, Frau, Eltern, Kinder, wenn vorhanden, wie alt, wo sie leben, zusammen oder getrennt. Und das alles wird aufgeschrieben. (Manchmal macht der eine oder andere den Schreiber aufmerksam: Das schreib noch auf, und das auch!)

Merkwürdige, schmerzende und zugleich wohltuende Fragen! Dem Abgestumpftesten wird dabei warm ums Herz, und er möchte am liebsten weinen! Jahraus, jahrein hört er immer nur das bellende: Paragraph? Haftzeit? Von wem verurteilt? – und auf einmal sitzen da gar nicht bösartig, sondern ernst und menschlich wirkende Offiziere und fragen geduldig und mitfühlend, ja, mitfühlend, nach Dingen, die so tief verwahrt sind, daß du selber Angst hast, daran zu rühren; manchmal erzählst du deinem Nachbarn auf der Pritsche zwei, drei Worte, oder auch nicht einmal das . . . Und diese Offiziere (du hast vergessen, oder verzeihst jetzt, daß dieser selbe Oberleutnant vor dem letzten Revolutionsfeiertag dir das Familienfoto weggenommen und zerrissen hat . . .) – diese Offiziere, die jetzt von dir hören, daß deine Frau einen anderen geheiratet hat, daß es deinem Vater sehr schlechtgeht, daß er keine Hoffnung hat, den Sohn wiederzusehen, verziehen mitleidvoll den Mund, blicken einander an und seufzen.

Nein, sie sind nicht schlecht, sie sind auch Menschen, es ist einfach der hundemäßige Dienst . . . Und wenn alles notiert ist, stellen sie jedem die gleiche letzte Frage:

«Na, und wo möchtest du gern *leben*? – Dort, wo deine Eltern sind, oder wo du früher gelebt hast?»

«Wie?» Der Häftling glotzt verständnislos. «Ich . . . ich bin in der Sechser-Baracke . . .»

«Das wissen wir!» lachen die Offiziere. «Wir fragen dich: Wo du gern leben *möchtest*. Wenn du, angenommen, entlassen wirst – welchen Wohnort soll man in deinen Dokumenten eintragen?»

Und die ganze Welt beginnt sich vor den Augen des Häftlings zu drehen, Lichtsplitter, Regenbogenfunken . . . Mit dem Hirn begreift er, daß es ein Traum, ein Märchen ist, daß das nicht sein kann, daß seine Frist fünfundzwanzig oder zehn Jahre ist, daß sich nichts geändert hat, er ist ja noch ganz verschmiert von der Arbeit, und morgen wird er wieder dorthin gehen – doch da sitzen diese Offiziere, diese zwei Majore, und wiederholen, ohne zu drängen, mitfühlend:

«Also wohin willst, wohin? Sag's nur!»

Und mit pochendem Herzen, von Wärme und Dankbarkeit durchflutet, wie ein Junge, der errötend den Namen seines Mädchens nennt, so gibt er das Geheimnis seines Innersten preis – wo er gern seine restlichen Tage in Frieden leben würde, wenn er nicht ein verfluchter Katorga-Häftling mit vier Nummern wäre.

Und – sie schreiben es auf! Und bitten ihn, den nächsten zu rufen. Und er stürzt halb von Sinnen hinaus in den Gang und erzählt den Kameraden, was war.

Einer nach dem anderen gehen die Häftlinge hinein und beantworten die Fragen der freundlichen Offiziere. Und es war vielleicht unter fünfzig einer, der Mut zum Spott hatte:

«Ist alles wunderbar da in Sibirien, nur ein wenig heiß. Wär's nicht möglich, ins Polargebiet?»

Oder:

«Schreiben Sie: Bin im Lager geboren, werde im Lager sterben, weiß mir keinen besseren Platz.»

So machten sie es mit zwei, drei Brigaden (im ganzen Lager waren es zweihundert!). Ein paar Tage lang herrschte Erregung im Lager, es gab Gesprächsstoff, wenn auch die Hälfte von uns kaum daran glaubte – diese Zeiten waren vorbei, endgültig vorbei! Doch dann stellte die Kommission ihre Arbeit ein. Das Fotografieren war ihnen nicht teuer gekommen – sie hatten mit leeren Filmpatronen geknipst. Aber um hier tagelang zu sitzen und diese Strolche liebevoll auszufragen – dazu reichte die Geduld nicht. Na, und da sie nicht reichte, kam bei dem zynischen Spiel auch nichts heraus.

(Trotzdem: Was für ein Erfolg für uns! Da werden im Jahre 1949 – natürlich für ewige Zeiten – Lager mit unerbittlichem Regime geschaffen. Und bereits zwei Jahre später sind die Lagerherren gezwungen, dieses rührselige Theater zu spielen. Welche Bestätigung für unseren Erfolg brauchen wir noch? Warum sind sie in den ITL-Lagern ohne solche Tricks ausgekommen?)

Und wieder blitzten die Messer auf.

Und diesmal beschlossen die Lagerherren, sich die Leute zu

holen. Ohne Spitzel wußten sie natürlich nicht genau, wen, aber es gab einige Hinweise und Verdachtsgründe (vielleicht hatte auch jemand unbemerkt einen Spitzeldienst organisiert?).

Eines Tages, nach der Arbeit, kamen zwei Aufseher in die Baracke und sagten: «Pack zusammen und komm mit.»

Der Häftling blickte sich um und sagte: «Ich geh nicht.»

Tatsächlich! Bei dieser gewöhnlichen, schlichten *Abholung*, oder Verhaftung, der wir uns nie widersetzt hatten, die wir immer als etwas Schicksalhaftes hingenommen hatten, gab es auch diese Möglichkeit: Ich geh nicht! Jetzt, mit unseren befreiten Köpfen begriffen wir das!

«Was heißt, ich geh nicht?» drangen die Aufseher auf ihn ein.

«Ganz einfach, ich geh nicht!» antwortete der Häftling entschlossen. «Mir gefällt's auch hier ganz gut.»

«Wohin soll er denn gehen? . . . Warum soll er gehen? . . . Wir geben ihn nicht her! . . . Er bleibt da! . . . Haut ab!» tönte es von allen Seiten.

Die Aufseher standen eine Weile unschlüssig und trollten sich.

Sie versuchten es in einer anderen Baracke – mit dem gleichen Erfolg.

Da begriffen die Wölfe, daß wir nicht mehr dieselben Lämmer waren wie früher. Um jetzt einen von uns zu verhaften, mußten sie entweder List anwenden oder einen ganzen Trupp ausschicken. Einfach einen aus der Menge greifen – das ging nicht mehr.

Und wir, die wir uns vom Unrat gereinigt, von Spähern und Horchern befreit hatten, blickten um uns und erkannten, daß wir Tausende waren! *Politische*! daß wir uns *zur Wehr setzen* konnten!

Wie richtig war die Stelle gewählt, wo wir ansetzen mußten, um die Kette zu schwächen und zu sprengen – die Spitzel! die Zuträger und Verräter! Die eigenen Leute waren es, die uns niederhielten. Wie auf den alten Opferaltären war nun ihr Blut vergossen worden, um uns von dem drückenden Fluch zu befreien.

Die Revolution schritt voran. Ihre erste Brise, die schon abzuflauen schien, hatte sich in einen Orkan verwandelt, der uns die Brust schwellte!

11

Erster Versuch, die Ketten zu sprengen

Jetzt, da zwischen uns und unseren Bewachern nicht mehr ein seichter Graben verlief, sondern eine Schlucht aufgebrochen war, standen wir auf den Abhängen einander gegenüber und überlegten: Wie soll es weitergehen?

Wir «standen» ist natürlich bildlich gemeint. Wir *gingen* täglich zur Arbeit, mit unseren neuen Brigadieren – entweder waren sie tatsächlich neu, inoffiziell gewählt, von uns überredet, der allgemeinen Sache zu dienen, oder es waren die alten, aber nicht wiederzuerkennen, so aufmerksam, besorgt und wohlwollend –, erschienen pünktlich zum Morgenappell, machten der Leitung keine Scherereien, es gab keine Arbeitsverweigerer, die Produktionsergebnisse waren nicht schlecht, und – die Lagerherren hätten eigentlich mit uns zufrieden sein können. Und wir mit ihnen: Sie hatten ganz verlernt zu brüllen und zu drohen, zerrten uns nicht mehr wegen jeder Kleinigkeit in den Karzer, und übersahen es, daß wir die Mütze vor ihnen aufbehielten. Major Maximenko schlief noch, wenn wir ausrückten, doch am Abend pflegte er die Kolonnen vor der Lagerwache zu empfangen und Späßchen zu machen, während wir kalte Füße bekamen. Er betrachtete uns mit satter Gefälligkeit, wie ein Viehzüchter irgendwo in Süßrußland seine unübersehbaren, aus der Steppe heimkehrenden Herden betrachtet haben mag. Man begann uns sogar hie und da am Sonntag Filme zu zeigen. Nur mit der «chinesischen Mauer» schikanierten sie uns weiter.

Und dennoch überlegten beide Seiten angestrengt – wie soll es weitergehen? So konnte es nicht bleiben: Uns war es zu wenig und ihnen war es zu wenig. Einer von beiden mußte losschlagen.

Doch welche Ziele gab es noch für uns? Wir konnten jetzt laut und ohne Seitenblicke *reden*, alles sagen, was wir wollten, alles, was sich in uns angestaut hatte. (Redefreiheit zu erleben, wenn auch nur im Lager, und erst so spät im Leben, war süß!) Aber konnten wir hoffen, diese Freiheit über die Zone hinauszutragen und dort zu verbreiten? Natürlich nicht. Welche anderen *politischen* Forderungen konnten wir aufstellen? Es ließen sich gar keine ausdenken! Ganz abgesehen davon, daß es zwecklos und hoffnungslos war – es ließen sich gar keine ausdenken! Wir konnten doch nicht verlangen, daß sich das ganze Land ändert, daß es die Lager abschafft: man hätte uns mit Bomben belegt.

Es wäre naheliegend gewesen, die Überprüfung unserer *Fälle* und die Herabsetzung unserer ungerechten, grundlos verhängten Haftstrafen zu fordern. Aber auch das sah hoffnungslos aus. In der ter-